

Nr. 43. Posen, den 27. Oktober. **1895.**

Städtebilder aus der Provinz Posen.

Ostrowo in Wort und Bild.

Von J. Koerpel.

(Nachdruck verboten.)

Im 16. Jahrhundert schon bestand Ostrowo als ein nicht unbedeutendes Dorf, das an Schoß die für die damalige Zeit nicht unbeträchtliche Summe von 7 Gulden 13½ Groschen entrichten mußte; im Anfang des 18. Jahrhunderts erhielt der Ort die Rechte einer Stadt. Aber gerade die damaligen Zeiten des nordischen Krieges waren für eine Städtegründung wenig geeignet. Die zahlreichen Durchzüge der Heere hatten den Ort verödet, mehrfache Brände kamen hinzu, schließlich wurde das Städtlein noch von einer Pest heimgesucht, und so erschienen zwei Abgesandte des Ortes im Dezember 1711 vor dem Grodgerichte in Kalisch und erklärten nach feierlicher Eidesleistung das Städtlein wieder für ein Dorf.



Das Rathhaus in Ostrowo.

Drei Jahre später erfolgte eine Neugründung, indem der Erbherr von Przygodzice, Johann Georg Graf von Przebendowski, der Großschatzmeister der Krone Polens, dem Orte von Neuem die Stadtrechte verlieh. Schon vor der Gründung war er mit dem polnischen König August II. in Verbindung getreten und hatte von diesem das Privilegium 1713 erhalten, daß die Stadt nach der Neugründung vier Märkte jährlich abhalten dürfe. Im Jahre 1715 erließ der Grundherr eine für die Stadt wichtige Anordnung, indem dem Bürgermeister und Vogte die Gerichtsbarkeit über die Stadt in allen Fällen, ausgenommen in Kriminalfällen, verliehen wurde. Eine weitere Verfügung desselben Grundherrn aus dem Jahre 1717 läßt uns einen Blick in die Zusammensetzung der Bevölkerung thun. „Sintemahlen, heißt es in dieser Urkunde, sich in diesem Städtlein Ostrowo allerley Religion Einwohner befinden, ihr Brod und Nahrung in dieser neuen Kolonie zu suchen, wird einem solches jeden ernstlich anbefohlen, bei seiner Religion ungekränkt zu bleiben, von Glaubenssachen nicht zu disputiren, vielmehr solches denen gelehrten und geistlichen Personen anheimgestellt sein zu lassen." Die Christen evangelischer Konfession erhalten sodann durch diese Ordination, da sie keine eigene Kirche besitzen, das Recht, ihre Religion ungestört in den Privathäusern zu betreiben. Im Jahre 1723 giebt alsdann der Grundherr Przebendowski allen Bürgern, die sich auf seinem Grund und Boden Häuser gebaut, diese zum erblichen Besitz und befreit sie von Schar- und Hofdiensten gegen eine alljährliche Zahlung von zwei Tymfen. (Eine Tymfe ist ein leicht geprägter polnischer Gulden = 40 Pf. Silberwerth.) Bald darauf trat ein Wechsel in der Grundherrschaft ein: nach dem Tode des Przebendowski übernahm sein Schwiegersohn Franz Bielinski die Herrschaft Przygodzice und damit auch die Stadt Ostrowo. Sofort bestätigte er 1730 die Privilegien seines Vorgängers; desgleichen beschließt er im folgenden Jahre ein Rathhaus zu bauen und mit neuen Kramläden und Buden zur Förderung des Handels zu versehen. Ebenso verspricht er in dieser Ordination „eine neue Kirche unseres Glaubens von Grund aus aufmauern zu lassen, darinnen noch einen Priester deutscher Nation ordi-

niren zu lassen, denen deutschen Bürgern katholischen Glaubens zum Besten", eine wichtige Bestimmung, die uns zeigt, daß auch unter den Katholiken damals sich viele Deutsche befanden. Er ermahnt die verschiedenen Konfessionen in der Stadt zur Eintracht, sorgt auch sonst für öffentliche Ordnung und läßt zu dem Zwecke drei seiner Dragoner in dem benachbarten Kempa stationiren.

Wenn auch die Stadt zum Theile aus Ackerbauern bestand, so spielte doch schon damals die Tuchindustrie keine unbedeutende Rolle. 100 Tuchmacher sollen schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Ostrowo gewesen sein, und um diesen wichtigen Industriezweig zu fördern, beschloß der Grundherr Bielinski schon 1730 eine neue Walkmühle anzulegen, befahl auch, tüchtige Färber und Tuchscheerer von auswärts herbeizu holen, forderte aber, daß sie sich befleißigen sollten, nur gute Tuche zu machen.

Nachdem das neue Rathhaus fertiggestellt und 18 Krambuden in oder an demselben eingerichtet waren, ließ der Grundherr 1752 dieselben im Preise von 80 bis 100 Gulden an Bäcker, Fleischer und Krämer verkaufen und aus dem Verzeichniß der Budenbesitzer sieht man ganz deutlich, daß die Bevölkerung zum größten Theile der deutschen Nationalität angehört haben muß; denn unter den Namen befinden sich 5 polnische und 13 deutsche. Daß auch im Jahre 1780 die deutsche Bevölkerung die polnische weit überwogen zu haben scheint, geht auch aus einem Verzeichnisse der Magistratsmitglieder aus jener Zeit hervor, denn in demselben begegnen uns neben 17 rein deutschen, zum Theil noch jetzt in der Stadt vertretenen Namen nur drei polnische.

Mit der zweiten Theilung Polens 1793 ging die ganze Wojewodschaft Kalisch und damit auch Ostrowo an die Krone Preußens über. Im Jahre 1796 fand die erste genaue Volkszählung statt. Ostrowo hatte damals 3191 Einwohner aufzuweisen und war der Zahl nach die neunte Stadt in der heutigen Provinz. Mit dem Jahre 1807 wurde Ostrowo dem Herzogthum Warschau einverleibt, um nach dem Wiener Kongreß wieder an Preußen zurückzufallen.

Die langen Kriegsjahre der napoleonischen Zeit hatten auch der Stadt Ostrowo viel zugesetzt. Das Land war verödet, Handel und Gewerbe lagen darnieder. Noch immer bildete das Tuchmachergewerbe den Hauptindustriezweig der Stadt; es befanden sich im Jahre 1817 bei einer Bevölkerung von 3390 Seelen noch 123 Tuchmacher hierselbst. Aber sie klagten über die bedeutende Vertheuerung der Wolle und die starke Bewucherung der wenig kaufkräftigen Handwerker. Doch hoffte man Besserung von der erwarteten Eröffnung des Transithandels nach China und namentlich von jenem russischen Erlasse, der bei dem Mangel einheimischer Färbereien das Färben russischer Tuche in Preußen und die zollfreie Einfuhr von Tuchen bis 200 Ellen gestattete. Das Gewerbe hatte sich auch wirklich wieder gehoben und noch eine kurze Zeit lang geblüht, bis erst die Zollpolitik des russischen Ministers Cancrin, der von 1821 bis 1844 die russischen Finanzen leitete und zur Erziehung einer heimischen Industrie die Grenze sperrte, der Posener und damit auch der Ostrowoer Tuchindustrie den Todesstoß versetzte.

Im Jahre 1828 erbaute der Fürst Radziwill das neue, noch heute am Ringe hier bestehende Rathhaus. Wir bringen von demselben eine Abbildung. Ob der Plan desselben, wie ein Gerücht meldet, von Schinkel angefertigt ist, läßt sich nicht nachweisen; unmöglich ist es nicht, weil der berühmte Baumeister ungefähr zu gleicher Zeit auch den Plan zum Radziwill'schen Jagdschlosse im nahen Antonin entworfen hat. Noch lange ist dieses Rathhaus Eigenthum des Fürsten Radziwill geblieben und erst 1862 ist es in städtischen Besitz übergegangen.

Im Jahre 1831 empfing unsere Stadt die revidirte Städteordnung und wurde so den übrigen preußischen Städten gleichgestellt, und bald darauf wurden alle gewerblichen und persönlichen Abgaben an den Grundherrn durch ein Gesetz aufgehoben.

Die Wirren des Jahres 1848 gingen nicht ganz spurlos an unserer Stadt vorüber. Sowohl in dem Orte selbst, als auch in der Nachbarschaft sammelten sich Insurgentenhaufen. In der Nacht vom 11. zum 12. April wäre es fast zu einem Blutvergießen in der Stadt gekommen. Durch eine im letzten Augenblicke von Raschkow eingetroffene Abtheilung Husaren wurde dasselbe jedoch verhindert. Bei den Nachbarstädten Adelnau und Raschkow fanden einige Tage darauf Gefechte statt, welche für die Insurgenten ungünstig verliefen.

Nach einer Aktensammlung über den Zustand der Mediat-Stadt Ostrowo (der Ausdruck „Mediat-Stadt" will sagen, daß Ostrowo nicht unmittelbar der Krone, sondern zunächst einer Grundherrschaft unterstand) war dieselbe vor etwa 100 Jahren nicht ummauert, die Straßen waren gepflastert; es gab 322 Häuser, von denen nur 4 massiv gebaut, ein einziges mit Dachziegeln, alle übrigen mit Schindeln gedeckt waren. Zur Stadt gehörten damals 49 Scheunen, von welchen 18 in der Stadt, 31 in der Vorstadt lagen. Die Gesammtzahl der Bevölkerung Ostrowos betrug mit Ausschluß des Militärs, dessen Zahl nicht zu ermitteln ist, 2541 Köpfe. Von diesen gehörten 891 der katholischen, 1269 der lutherischen und 381 der jüdischen Gemeinde an. Nur langsam aber stetig hob sich im Laufe des letzten Jahrhunderts die Bevölkerung der Stadt, sie zählte:

	Seelen	Kathol.	Evangel.	Juden
1817	3390	1101	1580	709
1840	4797	1626	1673	1498
1849	5472	1997	1890	1645
1861	7031	2779	2333	1919
1890	9718	4967	3278	1870

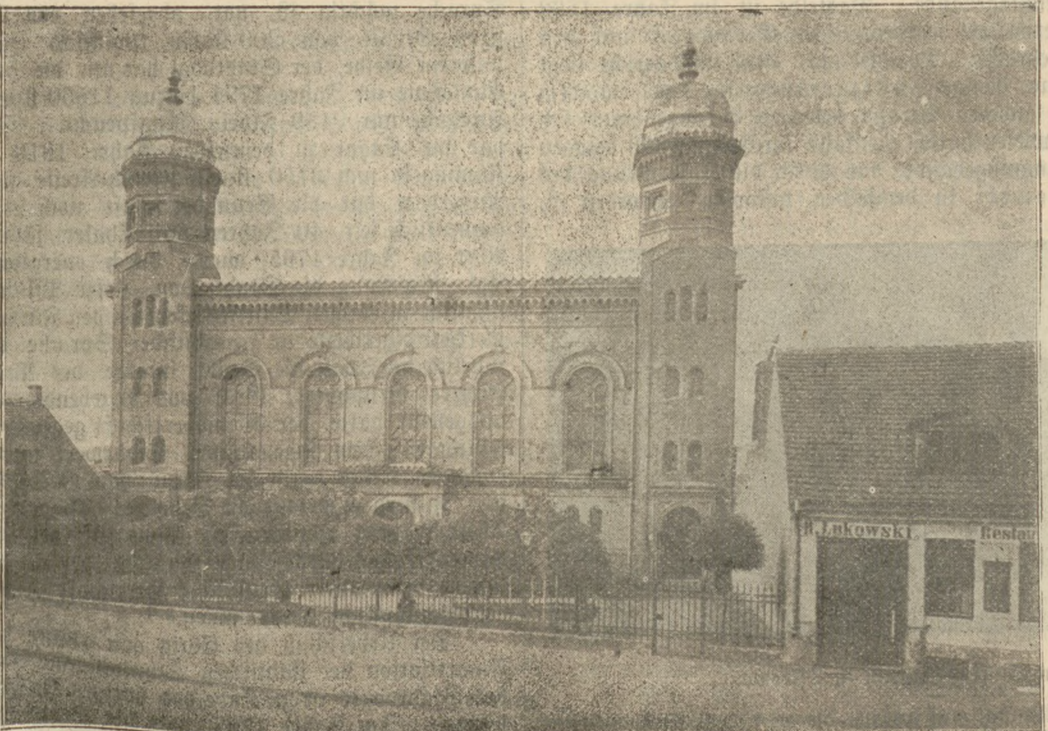
Man sieht also, daß die Zahl der Juden und Katholiken stärker zunahm, wie die der Evangelischen.

Den kirchlichen Bedürfnissen ist durch Erbauung von Gotteshäusern und Einsetzung von Geistlichen bei allen Konfessionen entsprochen worden. Wir finden hier in südpreußischer Zeit eine katholische und eine lutherische Kirche, zwei katholische und einen protestantischen Geistlichen. Nachdem unter der Regierung des Stanislaus August die Herrschaft Przygodzice und damit auch die Stadt Ostrowo im Jahre 1772 an die littauische Familie der Radziwills übergegangen war, wendete dieselbe der Stadt gleich in den ersten Jahren nach der Besitzergreifung ihr regstes Interesse zu. So wurde vom ersten Grundherrn derselben, Michael Hieronimus Radziwill 1781 die noch heute bestehende katholische Kirche erbaut. Dieselbe ist aus Brettern resp. Holzmauern zusammengesetzt und wird noch zu Ende dieses Jahrhunderts einem massiven, geräumigeren Gotteshause Platz machen; außerdem gab derselbe schon vorher die Erlaubniß zur Erbauung einer evangelischen Kirche, die ebenfalls heute noch steht und den Anforderungen der Gemeinde entspricht, und gewährte den Bürgern dieser Konfession Platz und freies Bauholz für ihre Kirche, die im Oktober 1778 eingeweiht wurde. Mit dem Platze für die Kirche ist der evangelischen Gemeinde in dem vom Grundherrn Radziwill ertheilten Kirchen-Privilegium auch ein solcher für eine noch vorhandene Pastorwohnung mit zugehörigem Garten und ein Platz für den Friedhof angewiesen worden; er verleibt alle zur Herrschaft Przygodzice gehörigen Evangelischen dieser Ostrowoer Kirche ein. Er gestattet den Gemeindegliedern, sich Kirchen- und Schulbediente, wie es in den Akten heißt, frei zu wählen; dagegen behält er sich und seinen Erbnachfolgern für immer das Recht vor, die Stelle eines Pastors zu besetzen. Der letztere soll eine Hufe Acker sammt Wiesengrund haben. Damit nun die Gemeinde, deren Vermögenslage keine günstige war, ihren pecuniären Verpflichtungen gegen alle im Dienste der Kirche angestellten Personen leichter als bisher gerecht werden könnte, sollten alle im Umkreise von einer Meile um Ostrowo wohnenden Evangelischen bei dieser Kirche eingepfarrt werden. Der „Justiz-Amtmann" Dierschlag wurde von der Behörde beauftragt, deswegen mit allen im Umkreise angesessenen Inhabern von Dominien in Verbindung zu treten. Zu einem hierüber im November 1800 festgesetzten Termine waren die meisten Gutsbesitzer nicht erschienen. Von einem der Erschienenen wurde im Sinne der Abwesenden geltend gemacht, die Hauländereien hätten noch zur Zeit der polnischen Herrschaft ein Privilegium erhalten, worin ihre Pflichten und Rechte bestimmt wären. Darin sei auch festgesetzt, daß alle kirchlichen Akte in der katholischen Kirche stattfinden müßten. Sie fürchteten, bei einer Einpfarrung in die hiesige Kirche in solchen Fällen doppelte Entschädigungen leisten zu müssen. Für einige Jahre blieb diese wichtige Angelegenheit unentschieden. Selbst im Jahre 1805 war sie noch nicht endgültig geregelt. Indeß ist in diesem Jahre noch vom Kalischer Konsistorium in einem Schreiben an den damaligen Pastor Radzynski die Publikation der Generalverordnung wegen des katholischen Pfarrzwanges und der Erhebung von Abgaben von protestantischen Eingepfarrten in nahe Aussicht gestellt worden.

Neben diesen die Kirchen in Ostrowo berührenden Fragen sind die Schulverhältnisse am Orte, mehr aber noch das Schulwesen in dessen Umgebung beachtenswerth. Aus den über 100 Jahre alten Akten ist zu ersehen, daß die Zustände nach

dieser Richtung hin noch höchst primitiv gewesen sind. So ist in Keszic, einem nahen Dorfe, der Lehrer ein gelernter Schmied, „der aber wegen seines Geistes die Profession niedergelegt hat.“ Zu freier Wohnung für ihn hat die Grundherrschaft ein Häuschen nebst Garten hergegeben, „in welchem es aber an einer besonderen Schulstube mangelt.“ In dem Orte Schwarzwald ist der Schulmeister ein Tischler, und in dieser letzteren Eigenschaft betreibt er außer dem Schulunterricht nebenbei sein Gewerbe. In dem Haulande von Szczury wollen die Hausväter dem Lehrer außer freier Wohnung und einem Morgen Gartenland jährlich ein größeres Quantum Getreide, aber an baarem Gelde nur 22½ polnischer Gulden = 11 Mark 25 Pf. gewähren, sie fassen allerdings noch ein gewisses Schulgeld für jedes Kind ins Auge. In einem anderen Haulande sollen, wie es in den Akten heißt, die Leute einen Schulmeister angenommen haben, der nicht schreiben, noch Geschriebenes lesen lehren kann.

Etwas besser sah es allerdings in der Stadt selbst aus. Hier finden wir an Unterrichtsinstituten zwei Schulen, nämlich eine katholische und eine lutherische mit je einem Lehrer. Noch bis zum Jahre 1797 war hier der Kantor der einzige evangelische Lehrer, der allerdings durch den sogenannten Rektor und Nachmittagsprediger in seinem schwierigen Amt unterstützt wurde; denn als solcher hatte er an vier Wochentagen je vier und an zwei Tagen je zwei Stunden Unterricht zu geben. Außer seinem Gehalt von 66 Thalern und 20 Groschen als Geistlicher bezog er von jedem seiner 50 Schüler monatlich vier Groschen Schulgeld, während von jedem Konfirmanden für den Konfirmandenunterricht acht Groschen an ihn gezahlt wurden. Im Verhältniß zu dem Rektor hatte der Lehrer und Kantor ein reiches Einkommen. Er bezog an festem Gehalte 25 Thaler, Schulgeld 100 Thaler, beim Neujahrs-Umgang in der Stadt 13 und auf dem Lande 5 Thaler; beim Oster-Umgang in der Stadt 11 Thaler, für Hochzeiten 10 Thaler, für Begräbnisse 8 Thaler, für Vorbereitung der Kinder zum hl. Abendmahl 8 Thaler und endlich in Folge einer Gartennutzung 1 Thaler 12 Groschen.



Die Synagoge in Ostrowo.

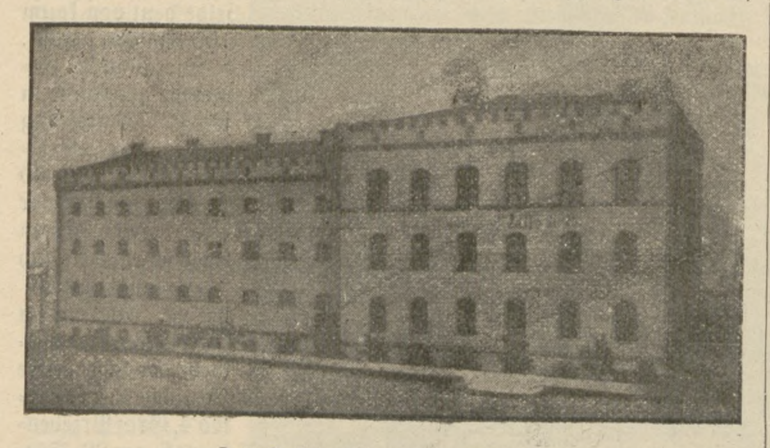
Wie ganz anders sieht es heut, kaum 100 Jahre später aus. Mit dem Wachsthum der Stadtgemeinde und deren Einwohnerzahl hielt die Schülerzahl gleichen Schritt, es wurden im Laufe der einzelnen Dezennien immer neue Klassen eingerichtet und die Zahl der Lehrkräfte entsprechend vermehrt. Die Zahl der Klassen und Lehrer der katholischen Schule ist bis auf 10 und die der evangelischen auf 9 gestiegen. An letzterer steht ein akademisch gebildeter Rektor an der Spitze, auch für jene wird die demnächstige Anstellung eines so vorgebildeten Leiters angestrebt. An allen drei städtischen Volksschulen, es kommt nämlich im Jahre 1835 nach erfolgter Regelung der jüdischen Gemeindeverhältnisse in der Provinz Posen, auch noch eine besondere jüdische Volksschule hinzu, beziehen die Lehrer noch Stellengehälter und wir finden hier eine Erscheinung, die den Gehaltsbezügen der Lehrer in südpreußischer Zeit hier ziemlich analog ist. Damals bezog der lutherische Lehrer, weil er mehr Kinder zu unterrichten hatte, weit mehr Gehalt, als der katholische. Heut sind die Gehälter in den einzelnen Schulen verschieden und ebenso verschieden in ihrer Höhe sind auch die Bezüge der Lehrer untereinander an den Schulen. Das gegenwärtige evangelische Schulhaus, das sich unmittelbar hinter der Kirche der evangelischen Gemeinde befindet, ist für 2140 Thaler vor mehr als 100 Jahren aufgebaut worden; zu diesem Bau hat die Regierung 45 Prozent Bauhülfsgelder gewährt. Das katholische Schulhaus wurde im Jahre 1836 auf Anregung des damaligen Propstes Kompalla errichtet. Kompalla ist aber auch der Mann, der die Idee zum Bau eines Gymnasiums gefaßt und durchgeführt hat, wie in dieser Zeitung gelegentlich des 50-jährigen Jubiläums des Gymnasiums eingehend dargestellt wurde. Neben den bisher genannten öffentlichen Schulen bestehen auch einige Privat-Unterrichtsinstitute am Orte, nämlich eine siebenklassige höhere Mädchenschule, ein Fröbel'scher Kindergarten und eine Kleinkinderbewahranstalt. Für die Fortbildung der der Schule entwachsenen Jünglinge sorgt die seit einigen Jahren vom Staate unterhaltene mehrklassige Fortbildungsschule.

Oben ist bereits der im Jahre 1835 gegründeten jüdischen Volksschule Erwähnung gethan. Dieselbe ist im genannten Jahre mit einer Klasse eröffnet worden, sie wurde nicht lange darauf zwei-, später sogar drei- und schließlich vierklassig. Während die anderen Konfessionsschulen einer stetigen Vergrößerung entgegengehen, mußte diese Anstalt schon im Jahre 1888 wieder in eine dreiklassige verschmolzen werden und nun wieder hat man die Umwandlung derselben in eine zweiklassige in's Auge gefaßt. Es liegt diese Erscheinung in der ständigen Abnahme der jüdischen Einwohner und damit auch der Schülerzahl begründet. Während in den sechziger Jahren die Schule von nahezu 300 Kindern besucht wurde, ist dieselbe heut von kaum 100 Kindern gefüllt.

Die jüdische Gemeinde als solche in jetziger Verfassung besteht hier seit etwas mehr als 60 Jahren, obschon vor circa 200 Jahren einzelne Juden sich hier aufgehalten haben. Aus einem Privilegium, welches der ehemalige Grundherr Ostrowo's, Graf Przebendowski, am 26. September 1724 den Juden verliehen hat, geht hervor, daß sich 12 jüdische Familienvorstände in 12 Häusern zu Ostrowo niederlassen dürfen. Es wird ihnen zur Abhaltung des Gottesdienstes ein Gebäude und ferner ein Friedhof eingeräumt. Sie können Handel treiben und genießen den Schutz des gräflichen Administrators. Dieser hatte das Bestätigungsrecht der von der jüdischen Gemeinde gewählten Aeltesten. Die jüdischen Familien sollten grundsätzlich nicht der Rechtsprechung der städtischen Obrigkeit unterstellt werden, denen sie gehörten unter die Gerichtshoheit des Erbherrn. In Kriminalsachen der Juden kann nur der Erbherr das Urtheil fällen. Ebenso durften sie nicht zu städtischen Abgaben herangezogen werden; die Zahlungen indeß, wozu sie der Grundherrschaft gegenüber verpflichtet waren, wurden genau festgesetzt. Das ursprünglich den Juden gewährte Bethaus befand sich an der Stelle, wo heut deren Geflügelschlachthaus steht, und der ihnen damals angewiesene Friedhof ist bereits 1780 geschlossen worden. Im Laufe der Zeit fielen die festgesetzten Schranken, die Juden konnten sich ungehindert am Orte niederlassen und die Zahl derselben wuchs bis zum Jahre 1861 auf fast 2000 Seelen, von welcher Zeit ab indeß eine langsame, stetige Verminderung durch den Zug nach den Großstädten bemerkt wird. Nachdem das alte Bethaus zu klein und morsch geworden war, wurde im Jahre 1860 an der Hauptstraße der Stadt ein wunderschöner

Synagogenbau im maurischen Stile aufgeführt, ein Bau, der die Stadt ungemein ziert. Die Synagoge wird durch Gaslicht erleuchtet. Wir bringen eine Abbildung des schönen Bauwerkes schon darum, weil, wie sich viele Leser noch zu erinnern wissen werden, zwölf Jahre nach Einweihung des Gotteshauses, im Oktober 1872, in demselben sich ein Unglücksfall ereignet hat, der auch, wie einige Depeschen der Kaiserin Augusta an den hiesigen Magistrat beweisen, am Kaiserhofe die tiefste Theilnahme hervorrief. Es waren am Versöhnungsabend jenes Jahres sämmtliche Männer und Frauen der jüdischen Gemeinde im Tempel zur Andacht versammelt, die Frauen im Chor des ersten und zweiten Stockes, da plötzlich fiel eine Frau wegen der drückenden Hitze in Ohnmacht, sie schreit „Wasser, Wasser", merkwürdigerweise verlöschen in demselben Augenblicke sämmtliche Gasflammen, die Inhaberinnen der Frauenstellen verlassen alle im Dunkeln ihren Platz, um sich in's Freie zu drängen, weil sie einen Brand oder sonstiges Unglück befürchteten, und bei dieser Gelegenheit wurden 14 Frauen und 4 Mädchen zu Tode gedrückt. Alle wurden auf dem jetzigen Friedhofe in ein Massengrab geborgen. Seit jener Zeit ist der Betraum für Frauen am Versöhnungsabend in diesem Gotteshause geschlossen. — Als Seelsorger der Gemeinde fungirt seit einem Dezennium ein Posener Kind, Rabbiner Dr. Pleßner, dessen Vater in Posen mehr als 40 Jahre hindurch als Prediger gewirkt hat.

Zu den schönsten Bauwerken unserer Stadt gehört zweifelsohne das Landgerichtsgebäude. Dasselbe ist im Jahre 1863 erbaut und 1883 erweitert worden. Im Gebäude ist auch das Amtsgericht untergebracht. Parallel mit dem Landgericht liegt nach Krempa zu das hiesige Justizgefängniß, das, nachdem das alte auf einer anderen Straße belegene Gefangenhaus sich als unzulänglich erwiesen hatte, ebenfalls im Jahre 1863 bezogen wurde. Das Gefängnißgebäude, das durch die Internirung des Erzbischofs Ledochowski in demselben historisch geworden ist,



Das Justizgefängniß in Ostrowo.

bringen wir in Abbildung, auf welcher die von dem Kirchenfürsten innegehabte Zelle Nr. 25 markirt ist. Am 31. Januar 1874 gelangte an den Gefängnißinspektor die geheime Nachricht, daß Bischof Ledochowski zur Verbüßung einer zweijährigen Gefängnißstrafe am 3. Februar 1874 hier anlange und daß die nöthigen Vorbereitungen zu treffen seien. An diesem Tage, Nachmittags 3½ Uhr traf, da zu jener Zeit die Strecke Posen—Kreuzburg noch nicht fahrbar war, über Rawitsch ein Postwagen hier ein, welcher den Gefangenen unter Begleitung des Polizeidirektors v. Staudy barg. Trotz großer Menschenansammlung gelang es, den Wagen in den Gefängnißhof zu fahren, ohne daß irgend welche Störung oder Beläftigung vorgekommen wäre. Da Ledochowski den Tag über nichts gegessen hatte, fiel ihm das Steigen der Treppe schwer, unterwegs bekreuzigte er sich einmal und beim Betreten seines Zimmers drei Mal. Dasselbe war wie ein gutes Hotelzimmer ausgestattet; der Fiskus hatte die Möbelstücke direkt angekauft, die nach der Entlassung Ledochowski's größtentheils auf Meistbietung durch den Fürsten Radziwill angekauft wurden. Nachdem der Gefangene die erste Tasse Kaffee zu sich genommen, meinte er, solch guten Trunk seit seinem Aufenthalt in Belgien nicht getrunken zu haben. Von seiner Beschäftigung in der Zelle sei erwähnt, daß er eine französische, eine italienische und eine polnische Zeitung las, während der ganzen Gefangenschaft aber nichts schrieb. In den ersten Tagen seines Aufenthalts brachte er sich, da ihm noch kein Wärter beigegeben war, sein Zimmer selbst in Ordnung, später erhielt er einen Wärter, der in dem Eckzimmer neben seiner Zelle untergebracht wurde. Geradeüber von Zelle Nr. 25 hatte der Erzbischof seinen Bet- und Empfangsraum. Zu seinen Gästen zählten häufig Probst Fabisz und der jüngst verstorbene Prinz Edmund Radziwill, damaliger Vicar hierselbst. Nach der Entlassung des Erzbischofs sind die von ihm innegehabten Räumlichkeiten zu Krankenstuben eingerichtet worden. Zu den übrigen Gefangenen verhielt er sich, wenn er sie traf, recht leutselig und erkundigte sich unter der Anrede „Bruder" nach ihrem Befinden, während er sonstigen Besuchen oder begegnenden Personen gegenüber eine recht imponirende Haltung einzunehmen suchte. Daß gerade das Ostrowoer Gefängniß für die Gefangenschaft Ledochowski's gewählt wurde, ist wohl auf die schöne freie Lage desselben, sowie hauptsächlich auf die in demselben damals herrschende und bekannte peinliche Ordnung zurückzuführen.

Ferner verdient das schöne in der Bahnhofstraße belegene Postgebäude, das im Jahre 1886 fertiggestellt wurde, hervorgehoben zu werden.

Es dürfte den Leser auch interessiren, einige Einzelheiten über die finanzielle Seite der Stadt, über die Entwickelung des Handels und Verkehrs zu erfahren. Wenn wir 100 Jahre zurückblicken, so finden wir, daß der Magistrat aus 2 Aemtern, dem Bürgermeister- und dem Stadtvogtamt besteht. Der Bürgermeister, der zugleich der deutschen sowie der polnischen Sprache mächtig ist, hat, abgesehen von Nebeneinkünften, ein fixes Gehalt von 200 florin (polnisch) oder 100 Mark nach unserem Gelde, der Stadtvogt hat nur die Hälfte. Die städtische Einnahme im Jahre 1794 betrug 11550 florin, dagegen hat die Ausgabe nur 9189 Florin beansprucht. An die Krone Polen hat die Stadt in demselben Jahre 1816 florin sogenanntes Kamingeld und 3150 florin Fleisch-Accise als Abgabe entrichtet. Außerdem hat die Grundherrschaft noch Abgaben erhoben, so namentlich seit 40 Jahren 100 Thaler jährliches Soldatengeld. Aber im Jahre 1795 wurde durch energisches Einschreiten der Kgl. Regierung die Stadt von dieser Pflicht erlöst. Sie thut nämlich in einigen Schriftstücken an den Fürsten Radziwill, welche merkwürdigerweise in französischer Sprache abgefaßt sind, ausführlich dar, daß die Stadt infolge des Privilegs, welches der frühere Grundherr, Graf von Przebendowski, im Jahre 1723 ausgestellt hatte, der Grundherrschaft gegenüber zu keinen Dienstleistungen, dem sogenannten Scharwerk und ebensowenig zum etwaigen Ersatz dafür in Form von Geldzahlungen verpflichtet ist. Außerdem betont die Behörde, daß der Fürst fernerhin keine Entschädigung beanspruchen könne für den militärischen Schutz, den er früher durch einige Husaren der Stadt habe angedeihen lassen; denn unter preußischer Herrschaft habe der Staat selbst der Schutzpflicht übernommen.

Der Ueberschuß des Etats von 1893/94 wurde später zur Amortisation der städtischen Schuldsumme verwendet. Das Amt des Stadtvogts ist zu Ende des vorigen Jahrhunderts aufgehoben worden. Im Jahre 1797 war die Stadt genöthigt, eine Anleihe von 166 Dukaten (etwa 1600 Mark) aufzunehmen. Diese Anleihe wird meist aus den ersparten Soldatengeldern zurückgezahlt. Nachdem das bisher blühende Gewerbe, die Tuchmacherei, zurückgegangen ist, hat die Stadt trotz der zunehmenden Bevölkerungszahl in den Etatsjahren 1800/1803 einen Ausfall von 116 Thalern durch die mißliche Gewerbslage der Tuchmacher.

Nach einer Regierungsverfügung vom 6. April 1804 sollen die Etats derjenigen Kämmereien, deren Einnahme weniger als 2000 Thaler beträgt, auf 6 Jahre angelegt werden. Der Etat von Ostrowo wird bis 1807 verlängert, von da an soll ein neuer für die Jahre 1807/1813 festgestellt werden. Jedoch erwies der Gang der Weltgeschichte diese Anordnungen als unnöthig, denn schon vier Wochen nach der für die Monarchie Friedrich Wilhelms III. so unglücklichen Schlacht von Jena begann in Südpreußen unter Dąbrowskis Leitung die Erhebung gegen die preußische Herrschaft und verbreitete sich schnell über alle Gebiete, die 1793 und 1795 an das Haus Hohenzollern gekommen waren. Erst im Jahre 1815 kam unser Land wieder unter das preußische Scepter. Wie sich unter demselben die Stadt im Laufe des Jahrhunderts vortheilhaft entwickelt hat, beweist wohl die städtische Etatssumme im letzten Jahre, die sich auf nahezu 140000 Mark beläuft.

Außer dem Tuchmachergewerbe stand, wie schon früher in einem Artikel über Industrie und Gewerbe des Kreises Ostrowo

ausgeführt, das Schneider- und Schuhmachergewerbe sowie die Branntweinbrennerei zu Beginn dieses Jahrhunderts in voller Blüthe.

Was den Handel Ostrowo's angeht, so war derselbe zu jener Zeit von keiner großen Bedeutung, jedoch bot er den betheiligten Kaufleuten ein hinlängliches Auskommen.

Bezüglich anderer Verhältnisse ist zu betonen, daß kein einziger Arzt oder Chirurgus hier wohnte, daß es hingegen wohl eine Apotheke gab.

Natürlich haben sich im Laufe der Zeit die Verhältnisse der Stadt wesentlich zu ihrem Vortheile geändert. Die Gewerbszweige nahmen in den einzelnen Dezennien einen immer mehr fortschreitenden Charakter an, es wurden mancherlei Fabrikanlagen und Etablissements eingerichtet, die Bevölkerung und damit der Wohlstand nahmen immer mehr zu, der Grund und Boden namentlich auf den verkehrreichsten Plätzen und Straßen wurde immer werthvoller, die alten Gebäude machten großen dreistöckigen, mitunter auch vierstöckigen Geschäfts- und Wohnhäusern Platz, neue Straßenzüge sind entstanden und so hat sich nach und nach die Stadt zu einem recht freundlich aussehenden, gefälligen Ort in der Provinz entwickelt. Durch die im Jahre 1875 fertig gestellte Eisenbahn Posen—Kreuzburg ist Ostrowo in den größeren Verkehr eingezogen worden. Später wurde die Linie Ostrowo—Lissa gebaut, für welche letztere Strecke Ostrowo den Endpunkt bildet. Von der jetzt im Bau befindlichen Eisenbahnstrecke Ostrowo—Skalmierzyce erwartet man noch eine Vergrößerung des Verkehrs.

Das Stadtwappen ist ein blauer mit Gold beschlagener Reichsapfel, der auf zwei gekreuzten goldenen Schlüsseln ruht. Der Reichsapfel war das Wappen des Gründers, des Grafen Przebendowski, die Schlüssel sind als Symbol der städtischen Rechte zugefügt worden.

Der sechste Sinn.

Novelle von Woldemar Urban.

(Fortsetzung.)

„Aber lieber Freund," lachte der Amtsmann, „wie kann man nur — —"

„Höre nur zu, Alex, und sage nichts. Natürlich wurde das dem alten Dirrlapp mit einer schier telegraphischen Geschwindigkeit hinterbracht, und es dauerte nicht lange, so glänzten in dem süßen Munde des Fräulein Adele zwei neue prächtige Vorderzähne. Sofort jauchzte natürlich der wilde Chorus der Thuringia: Das arme Kind ist ausgewachsen. Unglückseliger Doppelsinn des Wortes. Er bildete den Tropfen, der das schon übervolle Faß zum Ueberlaufen brachte. Nun glaubte man allerdings an meinem theologischen Ernst und Eifer verzweifeln zu müssen, und das Verhängniß stellte sich in Form eines regelrechten consilii adeundi ein."

„Armer Freund", lachte der Amtmann gemüthlich.

„Siehst Du, Alex, nun lachst Du, gerade jetzt, wo das Trauerspiel anfängt."

„Meine Mutter nahm die neue Würde in ihrem liebevollen Herzen als eine neue Art Doktorhut auf, meinem Vater durfte ich selbstverständlich nicht kommen. Gestern Abend kam ich zu Hause an und heute früh sprach ich mit ihm. Ich denke, der Schlag trifft ihn, als ich ihm sagte, daß ich umsatteln wolle. Wir kamen in Wortwechsel, wir wurden heftig; ich sei ein Taugenichts, hieß es, der gar nichts lernen wolle, sei das Unglück der Familie, das räudige Schaf in der Heerde — — die Mutter — — und — — Du weißt nicht, was das heißt — Alex — —"

Der junge Mann wurde plötzlich weich. Derselbe, der noch soeben im übermüthigen Studentenjargon seine bedenklichen Abenteuer erzählt hatte, wurde jetzt in der Stimmung an die Thränen seiner Mutter von so tiefer, innerer Rührung getroffen, daß seine Thränen flossen und seine Lippen zuckten.

„Und nun?" fragte Herr Lassen, nach einer Pause ernst.

„Ja, was nun? Du siehst ja wohl selbst ein, daß ich mit meinen vierundzwanzig Jahren und mit meinen fünf Sinnen in der Welt dastehe, wie — mit Respekt zu sagen — der Ochs am Berge. Auf der einen Seite die Ehrerbietung und Liebe gegen die Eltern, die Liebe zu Ruhe und Frieden in der Familie, die mich auf den dornenvollen Weg eines vollständig aussichtslosen Studiums weisen, auf der andern Seite die eigene einsichtige Vernunft und das lebhafte Bedürfniß in der Welt meine Selbstständigkeit zu behaupten, mein Selbstbestimmungsrecht zu wahren, meine Stellung nach eigenem Wissen und Können zu wählen — wie kann ich da mit fünf Sinnen, und wenn sie noch so gesund sind, auskommen? Ich muß einen sechsten haben, das siehst Du wohl ein, Alex, einen Sinn, der mich das Richtige finden läßt, der mir über die Thorheiten der Welt, über die verwünschten dünkelhaften Einbildungen der Menschen hinweghilft, die mir nicht erlauben wollen, lächerliche Zumuthungen lächerlich zurückzuweisen und mich zwingen wollen, zu sein, was ich nicht kann."

„Das sind alles Phrasen, Max, Dir fehlt kein Sinn, denn es giebt keinen, der Dir fehlen könnte, sondern Dir fehlt die Energie, der Entschluß."

„Nein, Du mißverstehst mich. Ein Entschluß ist das leichteste Ding von der Welt. Der war schon da, als ich nach Dinglingen kam. Aber hinter dem Entschluß muß die klare Ueberzeugung stehen, wenn er nicht ein Eigensinn, eine Thorheit sein soll. Und diese Ueberzeugung scheitert bei mir am Widerstand meiner Familie. Denn auch Dore will nichts von einem Bauern wissen."

Herr Lassen seufzte leicht auf.

„Wer wüßte das besser als ich," sagte er mehr für sich als für den andern. „Sie wirft sich ja dem hergelaufenen Aktuar, der nichts ist und nichts hat, förmlich an den Hals, nur weil er durch die Nase spricht und ein Monokle trägt."

„Ja, was das werden soll" rief Max empört.

„Ein Unglück wird's. Der Kerl spekulirt auf Deines Vaters Geld, weil er selbst nichts hat, und Dore sieht das nicht ein, wendet sich von ihren besten Freunden ab, stürzt sich ins Verderben, wie die Motten in's Licht. Die Welt ist verrückt, Max."

„Na, und wie sehr!"

Nachdem sich die beiden Herren zu dieser Behauptung verständigt hatten, schien ihnen dieses Axiom doch ziemliches Bedenken zu verursachen, denn sie verfielen Beide in eine nachdenkliche Pause. Erst nach einer ziemlichen Weile, nachdem der Amtmann seine hohen Reitstiefeln in tadelloser Weise zurechtgezupft hatte, hob er den Kopf ziemlich energisch in die Höhe und sagte bestimmt und entschieden:

„Höre, Max, wir sind Bundesgenossen."

„Bundesgenossen? Gegen wen?"

„Gegen die Dummheit, wie und wo wir sie finden. Einigkeit macht stark und wenn wir uns gegenseitig helfen, werden wir reussiren."

„Gegen die Dummheit? Unmöglich. Wir hätten denn den sechsten Sinn."

„Es muß auch so gehen. Wir wollens versuchen. Höre zu. Ich übernehme es, die Einwilligung Deines Vaters zu Deiner Uebersiedelung nach Doberan zu erwirken, damit Du ein ordentlicher, tüchtiger Landwirth werden kannst, wie Du Dir's wünschest. Du dagegen — —"

„Nun? Nur heraus mit der Sprache."

„Du übernimmst es, die Einwilligung Deiner Schwester zu erwirken, daß sie — —"

„He? Wie, Alex? Verliebt, wirklich verliebt? Du in Dore?"

Lassen war roth geworden wie ein ertappter Dieb. Er brachte kein Wort mehr heraus.

„Bravo, Alex! Topp, wir sind Bundesgenossen und ich werde dem Saegebühl schon heimleuchten. Verlaß Dich auf mich und wenn Dore nicht ganz und gar den Verstand verloren hat — —"

„Max, nur keine dummen Streiche mehr. Ich habe nie zu irgend Jemand ein Wort geäußert und wenn Du nun —"

„Nur keine Angst. Ich weiß alles. Fürchte nicht, daß ich Dich profanire. Ich kenne das. Diskretion Ehrensache, sagen

die Leute in der Zeitung. Gut. Entweder Du wirst mein Schwager oder ich werde Professor der Theologie. Topp, Alex?"

„Topp! Hier meine Hand."

III.

Wenn man von Venedig oft sagen hört, es habe zwei Himmel, einen oben und einen unten, so könnte man von Dinglingen leider fast das Gegentheil behaupten, nämlich es hatte weder unten noch oben einen. Fast jahraus, jahrein war das Städtchen von grauen melancholischen Wolken überhangen, so daß es wahre Festtage waren, wenn einmal der blaue Himmel zum Vorschein kam. Die ausgedehnten Forsten der Herrschaft Doberan, inmitten derer das Städtchen lag, versorgten dasselbe im Winter mit Schnee und im Sommer mit Regen in so ausgiebiger Menge, als ob sie den Regenschirmfabrikanten in besonderer Weise freundlich gesinnt wären. Halb Schnee, halb Regen rieselte mit griesgrämlicher Ausdauer hernieder und bildete auf dem Fußweg kleine schlüpfrige Teiche, die offenbar mit wilder Gier auf einen nicht ganz wetterfesten Stiefel warteten. Wehe dem kühnen Eindringling in die Wirrnisse und tückischen Hinterhalte des Dinglinger Straßendammes! Hochaufspritzend, wie frohlockend und jauchzend über das Opfer plauderte das eisige Gelibber an ihm in die Höhe, und es war die größte Vorsicht geboten, das Aeußerste, den Sturz, zu verhüten.

Trotz dieser Gefahren ging Herr Aktuar Saegebühl mit wahrer Todesverachtung schon seit mehr als einer Viertelstunde vor einem stattlichen Hause auf und ab, als ob er das Himmelreich erwarten müsse bei dem Hundewetter. Endlich kam auch sein Himmelreich. Fräulein Doris Horn trat aus dem Hause heraus, sah sich nach ihm um und er sprang behend herbei, um ihr seinen Schirm anzubieten.

„Ach, wie unfreundlich ist das Wetter und wie nett ist es von Ihnen, Herr Aktuar, mich bei dem Wetter abzuholen," flötete sie und nahm ungenirt seinen Arm. „Ich wäre gern eher gekommen, aber die Lisi wurde gar nicht fertig, mir zu erzählen und zu zeigen. Offen gestanden, sie prahlt und protzt doch furchtbar. Ihre Ausstattung ist wirklich wie die einer Gräfin und ihr Vater war doch auch nur ein Zimmermeister Als ob man das nicht wüßte. Und dieser Auspuß in rosa, nein, wenn ich einmal Braut sein würde —"

Hier seufzte Herr Adolar Saegebühl sehr vernehmlich.

„Seien Sie still, Adolar, und machen sie keine unschicklichen Bemerkungen. Wenn ich einmal Braut sein würde, rosa würde ich nicht wählen. Ich finde rosa von einem ziemlich bäuerischen Geschmack. Meinen Sie nicht, Herr Sekretär?"

„Selbstverständlich. Ganz veralteter Geschmack," entgegnete Herr Saegebühl pflichtschuldigst.

„Meergrün oder agavenblau ist modern, und nur dies käme für mich in Frage. Was glauben Sie, was mir am besten davon stünde?"

„Unbedingt agavenblau," erwiderte der Aktuar, der in seinem Leben noch keine Agave gesehen hatte und auch nicht wußte, wie sie aussah.

„Ach Gott bewahre, agavenblau steht mir gar nicht."

„Nun, ich glaube fast auch, daß meergrün besser sein würde, gnädiges Fräulein," sagte der Aktuar geschmeidig.

„Natürlich meergrün und die Schleifen in schilfgrüner Seide. Ach Gott, es muß doch reizend sein, Braut zu sein."

„Aber gnädiges Fräulein, Sie brauchen ja nur zu befehlen."

„Wollen Sie still sein? Sie Böser! Und dann fand ich die Lisi von einer so plumpen Affectation, von einer so sentimentalen Himmelei mit ihrem Bräutigam, wie es doch gewiß nicht mehr modern ist. Ich finde das abgeschmackt. Wenn ich einmal Braut bin — —"

Wieder ein obligater Seufzer des Herrn Adolar.

„Wollen Sie wohl ruhig sein, Adolar! Sie wissen, ich kann dieses Gestöhne nicht ausstehen. Ueberlassen Sie das den Dienstmädchen und Packträgern. Wenn ich einmal Braut bin, werde ich den Leuten zeigen, wie man die Angelegenheiten mit Chic und Eleganz behandelt. Nie werde ich in so stilloser und unschicklicher Art wie Lisi mit meinem Bräutigam verkehren. Und dabei thut sie so — — so apart und altklug, als ob ich ein kleines Schulmädchen wäre, als ob ich keinen Bräutigam bekommen könne."

„Das ist doch stark", bekräftigte Herr Saegebühl männlich.

„Wo ich doch nur — —"

„Nur zu befehlen haben. Ach wie glücklich könnten Sie mich machen, wenn Sie mir gestatten würden, endlich einmal mit Ihrem Herrn Papa — —"

„Aber lieber Adolar, ich glaube gar, Sie haben expreß auf solch' ein Hundewetter gewartet, um mir eine Erklärung zu machen. Ich sollte doch meinen, Sie hätten Chic genug, dazu einen passenderen Ort und eine bessere Zeit zu wählen. Ich bitte Sie, auf offener Straße! Ist ja empörend. Wie kann das für später eine glückliche Erinnerung abgeben? Sie wissen, ich halte auf die Poesie im Leben. Es zeugt von feinem Geist, von Herz und Seele, darauf zu halten. Können Sie also nicht wenigstens nicht warten, bis Mondschein im Kalender steht? Wie kann man bei einem solchen Sudelwetter auch nur an diese Sachen denken?

Herr Adolar Saegebühl war zerknirscht, bemerkte aber in seiner Zerknirschung doch, daß vor dem Hause des Herrn Innungsobermeisters Horn, das ihm jetzt, um eine Ecke biegend, zu Gesicht kam, ein Reitpferd angebunden war. Was hatte das zu bedeuten?

„Das ist der Fuchs, den Vetter Alex immer reitet. Wahrscheinlich macht er den Eltern einen Besuch", bemerkte Fräulein Doris. Aktuar Saegebühl machte ein langes Gesicht.

„Den Eltern nur?" sagte er mit eigenthümlicher Betonung.

„Wem denn sonst? Sind Sie etwa eifersüchtig, Adolar?"

„Ich bin eifersüchtig auf den Wind, der Ihre Wange streichelt", entgegnete der Actuar stürmisch, „und sollte nicht eifersüchtig sein auf einen Vetter, der noch dazu auf einem Fuchs reitet? Die Vetter sind ohnehin höchst gefährlich."

„Dieser nicht."

„Und warum dieser nicht?"

„Aber Adolar! Er ist ja ein Bauer. Meinen Sie, ich könnte mich je entschließen, mich in einen Kuhstall zu stellen und auf die Mägde aufzupassen? Ich habe nichts dagegen, wenn Sie eifersüchtig sind. Das beweist Ihre Liebe. Aber Sie sollten dabei doch vernünftig sein. Ich die Frau eines Bauern? Können Sie sich wirklich so etwas denken?"

„Offen gestanden, nein! Es wäre gegen Sternenlauf und Schicksal. Diese Tournure, diese Haltung, diese Grazie in einen Kuhstall? Nein, mein gnädiges Fräulein, ich glaube Ihnen, ich vertraue Ihnen. Es ist unmöglich. Es wäre Wahnsinn, Sie, die Zierde eines jeden Salons, die geistige Grazie und Ueberlegenheit einer jeden Gesellschaft, in einen öden Bauernhof zu vergraben, die Eleganz und weltkundige Bildung — —"

„Still. Ich glaube gar, Sie wollen mir schmeicheln, Sie Böser!"

„Wie könnte ich das, süßeste Doris?"

Die Beiden verstummten jetzt und traten in das Haus ein. Sie kamen gerade dazu, wie Herr Lassen anscheinend zu einer größeren Auseinandersetzung ausholte. Nach den üblichen Begrüßungen fuhr er in der That, ziemlich unbekümmert um die Hinzugekommenen, in seiner Rede fort:

„Wie gesagt, Herr Obermeister, das soll nun anders werden, und die Gutsherrschaft hat die bestimmte Absicht geäußert, helfend und fördernd in die Entwicklung der sozialen Verhältnisse einzugreifen. Dazu ist es aber nöthig, daß Fräulein von Fahlen direkt in Verbindung tritt mit den maßgebenden Persönlichkeiten des Kreises, und ich habe, um die Annäherung anzubahnen, das Arrangement einer Jagd zur Feier des zwanzigsten Geburtstages der Herrin auf Doberan übernommen. Ich rechne dabei bestimmt auf Ihre Theilnahme und wohlwollende Förderung, Herr Obermeister, und habe hiermit die Ehre, Sie als zu den maßgebenden Persönlichkeiten des Kreises zählend, zu den Festlichkeiten einzuladen."

Herr Lassen verbeugte sich dabei ziemlich correct, wie er heute überhaupt mehr als sonst beflissen war, gute Figur zu machen, und „Hörnchen" richtete sich im Hochgefühl seiner Würde und mit großer Wichtigkeit auf. Er war offenbar sehr angenehm davon berührt, der Ehre dieser Einladung theilhaftig geworden zu sein, und richtete sich mit leisem Hüsteln zu einer großen, der Feierlichkeit des Moments angemessenen Rede.

„Hm — Herr Amtmann", begann Hörnchen in einem Tone, wie er etwa dem Kaiser Heinrich dem Vierten bei seinem Einzug in Rom angestanden haben würde, trotzdem Herr Lassen sein Neffe war, „Herr Amtmann, es hieße gegen alles patriotische

Gefühl und menschliche Gerechtigkeit handeln, wenn ich mich in so — hm — in so schweren Zeiten den wohlwollenden Bestrebungen berufener Kreise in so — hm — in so ostentativer Weise entziehen wollte. Im Gegentheile stehe ich solchen Bestrebungen — hm — sehr freundlich gegenüber und werde gewiß Alles thun, was in meinen Kräften steht, um sie zu fördern, zum allgemeinen Wohle beizutragen."

„Also ich darf auf Sie rechnen, bester Onkel!"

„Wie ich Ihnen sagte, Herr Amtmann."

„Das Jagd-Rendezvous findet Dienstag früh sieben Uhr gleich hinter dem neuen Gewächshaus auf Doberan statt."

„Gut, ich werde pünktlich eintreffen."

„Und ich danke Ihnen, bester Onkel, für Ihr freundliches Entgegenkommen."

Er machte abermals eine Verbeugung, wobei ein ganz flüchtiges Lächeln über diesen geschraubten Verkehr auf seine Lippen trat.

„Und nun kann ich wohl meinen offiziellen Besuch für erledigt ansehen und darf meiner hübschen Cousine in geziemender Weise meine Huldigung darbringen", fuhr er fort, und wandte sich dem Fräulein Doris zu.

Diese sah fast erstaunt über ihn hin und sagte dann, ihrem Vetter die Hand reichend:

„Man scheint ja in Doberan große Fortschritte zu machen."

„Inwiefern, Doris?"

„In der Kultur."

„Die Kultur auf Doberan ist die vorzüglichste der ganzen Gegend, liebe Cousine, unsere Ernteberichte weisen das aus."

Fräulein Doris lachte.

„So meine ich's nicht, Alex, ich meinte die Kultur des Menschen, nicht des Bodens."

„Es ist ein volkswirthschaftlicher Grundsatz, daß die Kultur des Bodens mit derjenigen des Menschen Hand in Hand geht; ich weiß nicht, Doris, ob Du diesen Grundsatz in Bezug auf Doberan bestreiten möchtest."

„Nicht nur in Bezug auf Doberan", erwiderte Herr Aktuar Saegebühl, „sondern überhaupt. Der Grundsatz ist eine sogenannte Bauernregel, deren Regelmäßigkeit bekanntlich darin bestehen, daß sie nie eintreffen."

Dabei sah er Herrn Lassen in eigenthümlicher Weise, wie man zu sagen pflegt, von oben herab, durch sein Monocle an und näselte mit einer wahren Provokation. Herr Lassen blieb aber ruhig und sagte statt aller Antwort:

„Und was sagst Du dazu, Doris?"

„Nun, ich hätte den Brennpunkt der Kultur allerdings auch nicht in Doberan gesucht", sagte sie schnippisch.

„Bravo, bravo!" rief Herr Saegebühl, „außerordentlich fein und geistreich bemerkt."

„Der Brennpunkt mag sein, wo er will", sagte Herr Lassen, unruhiger werdend, „die Wurzel ist in Doberan, Doris. Wenn Dir's Jemand anders sagt, so sieh ihn ja genau an und vergiß nicht, daß gerade in den kleinsten Ohren die größten Lügen Platz haben."

Herr Saegebühl lachte kurz auf.

„Sie sind sehr kühn im Behaupten, Herr Amtmann, aber nicht im Beweisen", sagte er und ließ mit zierlicher Bravour das Monocle fallen. Er erwartete kampfbereit den Angriff. Herr Lassen seinerseits warf ihm einen strengen Blick zu und maß ihn vom Scheitel bis zur Sohle. Er hatte aber augenscheinlich keine Lust, sich mit dem spitzfindigen Juristen einzulassen, denn er wendete sich plötzlich ab und sagte in einem leichteren Ton zu Herrn Horn:

„Apropos, verehrter Herr Onkel, Sie werden begreifen, daß ich jetzt, wo mir die Herrschaft so ganz unerwartet in das Haus geschneit ist, mit Arbeiten aller Art, mit Correspondenzen, Anordnungen und Vorbereitungen überhäuft bin. Nun trifft es sich vorzüglich, daß Max jetzt gerade Ferien hat und er sich mir in freundlicher Weise für diese Zeit zur Verfügung stellt. Sie haben doch nichts dagegen, wenn er auf einige Wochen in Doberan verbleibt."

Der Zeus aller Schornsteine von Dinglingen runzelte die mehr breite als hohe Stirn.

„Hm, Herr Amtmann, ich muß leider bemerken, daß mein Sohn mit den ihm zur Verfügung stehenden Wochen sehr sparsam umzugehen Veranlassung hat."

„Weiß es, weiß es wohl, Onkel, indessen im Interesse der Sache selbst, im Interesse der Förderung gemeinnütziger Zwecke und weil mir seine Hilfe wirklich außerordentlich erwünscht und nothwendig ist, glaube ich auf Ihre freundliche Gewährung meiner Bitte rechnen zu dürfen."

„Hm, die Sache ist die, daß —"

„Es handelt sich ja nur um einige Tage, Onkel," bat Herr Lassen.

„Der Junge braucht doch so zu sagen auch eine Erholung", warf hier Frau Horn nicht ohne diplomatisches Geschick ein.

„Nun", sagte Herr Horn endlich gewichtig, „in dem — hm — besonderen Falle glaube ich die Gewährung Ihrer Bitte leisten zu können. Ich thue das aber nur in der sicheren Erwartung, daß mein Sohn diese Versäumniß einzubringen wissen wird."

Nachdem sich Herr Lassen beeilt hatte, dieser Ueberzeugung ebenfalls Ausdruck zu geben und diese Angelegenheit somit zur Befriedigung aller Betheiligten erledigt war, verabschiedete sich Herr Lassen und ritt nach Doberan zurück, um dem harrenden Freund seinen vorläufigen Sieg zu melden. Herr Saegebühl war über diese sich vor seinen Augen anspinnende Verbindung zwischen Doberan und dem Horn'schen Hause sehr nachdenklich geworden und griff, wahrscheinlich in der Ueberzeugung, daß man nie zum Siege kommen kann, nach einem Kalender, um nachzusehen, ob noch nicht bald Mondschein eintreten würde. Es konnte dies nach seiner Astronomie nicht rasch genug geschehen, da er fürchtete, irgend ein Naturereigniß könnte diese poetische Erscheinung für ihn zu nichte machen.

IV.

Schon in den nächsten Tagen konnte Herr Aktuar Saegebühl zu seinem großen Erstaunen eine ganz bedeutende, ihm ungünstige Verschiebung constatiren, welche die Einladung des Herrn Amtmann Lassen in dem Horn'schen Hause hervorgebracht hatte. Es war geradezu, als ob in ein verborgen glimmendes Feuer ein frischer Wind gefahren wäre und die hellen Flammen nun an allen Ecken hervorschossen.

Abgesehen von der stillen Begeisterung, in die Frau Horn für den guten Neffen gerathen war, fand auch Herr Horn selbst den Amtmann als einen einsichtigen und aufmerksamen jungen Mann, und hielt es gar für zeitgemäß, eine Lanze für „die nothleidende Landwirthschaft" zu brechen.

Herrn Saegebühl wurde immer klarer, daß er in der Einladung des Herrn Lassen einen — bewußt oder unbewußt — geschickten Vorstoß einer ihm feindlichen Gesinnung zu sehen hatte. Natürlich bedurfte es für Herrn Saegebühl nur dieses Bewußtseins, um seinerseits auf eine geschickte Parade zu denken. Und er war in dieser Beziehung auch durchaus nicht um seine Position besorgt.

Hatte er denn etwa deshalb zehn Semester lang die verschiedensten Hörsäle unsicher gemacht, um sich nun von einem simplen Bauer aus dem Sattel heben zu lassen? Er hielt die Partie für so gut wie gewonnen, seine Verlobung mit Fräulein Doris für nahe bevorstehend. Es handelte sich für ihn also nur noch darum, eine ihm günstige Situation herbeizuführen und auszunutzen. Und darüber grübelte er nach.

Es war Sonntag, und zwar zwei Tage vor der auf Doberan angesagten Jagd, als er sich mit ungewöhnlicher Förmlichkeit bei Herrn Horn melden ließ, der gerade damit beschäftigt war, eine Jagdflinte, die er zu diesem besonderen Zweck angeschafft hatte, näher in Augenschein zu nehmen. Aengstlich ging Frau Horn um ihn herum.

„Ums Himmelswillen, Hörnchen", rief sie, „schlimmer kann keinem Hasen auf der Jagd zu Muth sein als mir, wenn ich Dich mit einem Gewehr sehe. Ich bitte Dich, stelle das Ding fort."

„Du bist nicht klug. Sei still", antwortete Herr Horn mit furchtbarer Gleichgültigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Eine städtische Kochschule für Frauen und Mädchen.

Im Laufe des vorigen Jahres faßte der Stadtrath zu Mannheim den Beschluß, eine Kochschule für junge Frauen und schulentlassene Mädchen aus allen Berufszweigen daselbst ins Leben zu rufen. Die grundlegenden Bestimmungen hierfür wurden vom Stadtrath selbst festgesetzt, während die (weitere) Organisation im einzelnen sowie die Verwaltung der Kochschule einem eigens hierzu gebildeten Komitee übertragen wurde, das aus Vertretern der Bürgerschaft, des Frauenvereins, des Fabrikantenvereins und des Stadtraths, im ganzen 11 Personen (3 Damen und 8 Herren) besteht. Als Lokal für das neue Institut wurde seitens der Stadtgemeinde die bereits von der Volksschule für gleiche Zwecke benutzte, mit 6 Herden und dem nöthigen Zubehör ausgerüstete Küche eines städtischen Schulhauses nebst Beleuchtung und Feuerungsmaterial zur Verfügung gestellt; ebenso verpflichtete sich die Stadtverwaltung, für den sonstigen durch Unterhaltung der Kochschule entstehenden Aufwand, soweit solcher nicht durch die nachher bezeichneten Beiträge der Schülerinnen und die etwaigen Zuschüsse des Kreises und des Staats gedeckt wird, endgiltig aufzukommen. Am 28. Januar d. J. wurde, nachdem inzwischen auf Grund öffentlichen Ausschreibens eine große Zahl von Anmeldungen hierzu eingelaufen waren, der erste Unterrichtskurs an der Kochschule eröffnet, der den von vornherein festgelegten Grundsätzen gemäß auf die Dauer von 10 Wochen ausgedehnt wurde. Derselbe war in der Weise organisirt, daß der ganze Kurs in 4 Parallelkurse eingetheilt war, deren jeder zu Beginn 24 Theilnehmerinnen — für jeden Herd 4 — zugewiesen erhielt und wöchentlich 2 mal (Montag-Donnerstag Abend, Dienstag-Freitag Abend, Mittwoch-Sonnabend Abend, jeweils von 7 bis ½10 Uhr und Dienstag-Freitag vormittags von ½10—12 Uhr) unterrichtet wurde. Als Lehrerin fungirte eine frühere Elementarlehrerin, die seit einigen Jahren einen eigenen Hausstand besitzt und vermöge der hier sowie in Kinderkochkursen gesammelten Erfahrungen, vereinigt mit ihrer durch den früheren Beruf gewonnenen pädagogischen Bildung sich für die ihr übertragene Stelle sehr gut geeignet erwies. Eine wirksame Unterstützung fand die Kochlehrerin in ihrer Thätigkeit an einer größeren Anzahl von Damen des Frauenvereins, welche nach einem bestimmten, vor Beginn der Lehrkurse festgestellten Turnus in den Unterrichtsstunden täglich die Aufsicht führten.

Wie aus dem bereits Gesagten zu entnehmen, betrug die Gesammtzahl der Schülerinnen in den 4 Parallelkursen bei deren Eröffnung 96, wovon im Verlaufe des Kurses 1 infolge Ablebens, 3 wegen Krankheit, 9 wegen sonstiger Ursachen ausgeschieden sind, so daß sich am Schluß des Kurses die Frequenzziffer auf 83 belief. Was den Kostenpunkt anlangt, so entfielen an Auslagen für Lebensmittel und Gewürze pro Kochtag durchschnittlich a) auf den einzelnen Kopf 17 Pf., b) auf einen Parallelkurs mit 24 Köpfen pro Herd 68 Pf. Demnach auf einen ganzen Parallelkurs (mit 20 Kochtagen) 81 M. 60 Pf. und auf den Gesammtkurs (mit 4 Abteilungen 326 M. 40 Pf. Zur theilweisen Bestreitung dieser Ausgaben wurde von den Schülerinnen ein Beitrag von 10 Pf. pro Kochtag erhoben mit der Einschränkung jedoch, daß Unbemittelte hiervon auf Ansuchen befreit werden konnten. Thatsächlich sind denn auch an solchen Beiträgen nur 148 M. 40 Pf. während des ganzen Kurses eingegangen, d. i. pro Tag im Durchschnitt 1 M. 85 Pf., während die durchschnittliche Frequenzziffer an einem Kochtage 20—21 war. Es verblieb mithin ein Defizit von 178 M., welches, wie auch das Honorar der Lehrerin für den ganzen Kurs mit 240 M. und die übrigen Unkosten vorbehaltlich des theilweisen Rückersatzes aus Staats- und bezw Kreiskasse auf die Stadtkasse übernommen wurden. Bemerkenswerth ist noch, daß die zubereiteten Speisen von den Schülerinnen jeweils als Mittag- bezw. Abendessen in der Kochschule verzehrt wurden, wozu die Kochschule die nöthigen Geräthschaften (Teller und Besteck) zur Verfügung stellte, während Brot von ihr nicht verabreicht wurde.

Der Schluß des ersten Kurses wurde am 6. April d. J. in festlicher Weise begangen, indem am Abend dieses Tages vor versammeltem Kurse und in Anwesenheit von Vertretern der städtischen und Schulbehörden sowie des Frauenvereins und des Fabrikantenvereins ein Festakt sowie eine kurze Prüfung stattfand, welch letztere einen sehr günstigen Eindruck über die von den Schülerinnen erworbenen Kenntnisse zu erwecken geeignet war. Alsbald nach Schluß des 1. Kurses (18. April d. J.) wurde ein 2. Kurs eröffnet, zu welchem die Anmeldungen so zahlreich einliefen, daß einer jeden Paralellabtheilung 30 statt 24, dem ganzen Kurs also 120 statt 96 Schülerinnen zugetheilt wurden. Ebenso stark wie der 2. Kurs wurde auch der unterm 1. Juli d. J. begonnene 3. Kurs besucht, so daß die Absicht der maßgebenden Behörden, das junge Institut zu einer ständigen und dauernden Einrichtung werden zu lassen, bis jetzt sichere Aussicht auf Erfüllung zu haben scheint.

S. C.

Lose Blätter.

* **Zur Verhütung der Kurzsichtigkeit bei der lernenden Jugend** ertheilt Dr. Paul Schubert in einer der letzten Nummern der Zeitschrift „Für alle Welt" beachtenswerthe Rathschläge. Er schreibt: „Der Abstand des Auges von der Schrift soll in den unteren Klassen 25 bis 30. in den mittleren und oberen Klassen 35 Centimeter betragen. Stößt das Innehalten dieses Arbeitsabstandes auf Schwierigkeiten, so ist natürlich zu allernächst nachzuforschen, ob der Grund nicht im Auge selbst, etwa in Kurz- oder Schwachsichtigkeit zu finden ist, und ob nicht durch Brille oder ärztliche Behandlung Abhülfe geschaffen werden kann. Ein normales Auge muß im Stande sein, gewöhnlichen Bücherdruck bis zu einer Entfernung von 1 Meter zu lesen, vorausgesetzt, daß die Beleuchtung eine ausreichende ist. Mit sinkender Helligkeit ist das Auge zu immer stärkerer Annäherung, zu immer größerer Anstrengung gezwungen. Von Alters her ist deshalb das Lesen und Schreiben bei sinkendem Tageslicht verpönt nnd dennoch wird alltäglich, zumal von der lieben Schuljugend in dieser Hinsicht gesündigt, wie wenn es garnicht möglich wäre, ein gutes Auge durch solchen Mißbrauch zu schwächen und zu schädigen. Ein Arbeitsplatz hat nur dann auch bei trübem Wetter genügendes Tageslicht, wenn man von ihm aus ein großes, wenigstens 2 Quadratfuß der Fensterscheibe einnehmendes Stück vom freien Himmel erblicken kann. Das Fenster muß sich immer zur Linken des Schreibenden befinden, ebenso des Abends die Lampe, damit der Handschatten nicht auf die Federspitze fällt. Beim Lesen werde das Buch schräg emporgehalten und der Lichtquelle zugewendet, denn die Leuchtwirkung eines Lichtstrahls hängt neben der Entfernung und Stärke der Leuchtkraft vor Allem auch von der Größe des Winkels ab, unter welchem die Lichtstrahlen das Buch treffen. Geschieht dies sehr schräg, so geht weitaus der größte Theil der Beleuchtung ungenützt verloren; erst bei rechtwinkligem Auftreffen kommt volle Wirkung zu Stande. Weiterhin wird übergroße Annäherung des Kopfes an das Buch durch gewisse Fehler der Schulbänke verschuldet. Die wichtigsten Eigenschaften einer richtig gebauten, der Körpergröße angepaßten Schulbank sind: 1. Die Höhe der Sitzbank sei gleich der Länge des Unterschenkels des Kindes. 2. Der senkrechte Abstand des vorderen Pultrandes von der Bank („Differenz") wird durch die Ellbogenhöhe des sitzenden Kindes bestimmt, nach Hinzurechnung von 5 bis 8 Centimeter, um welche sich die Ellbogen des nach vorwärts bewegten Armes heben. 3. Die Bank darf nicht vom Pult abstehen („positive Distanz") muß vielmehr so nahe an und unter den Tisch gerückt sein, daß eine vom vorderen Pultrand gefällte Senkrechte die Sitzfläche etwa 5 Centimeter hinter der Kante trifft („negative Distanz"). 4. Die Neigung der Pultfläche sei 1 : 6."

* **Elektrische Stubenheizung mit Wasser.** Die zersetzende Eigenschaft der Elektrizität ist vielfach direkt und indirekt in Verwendung. Die neueste Erfindung in dieser Art ist auf dem viel umworbenen Gebiete der Zimmerheizung gemacht worden. Das klassische Land der Erfindungen und industriellen Fortschritte, Amerika, ist im Begriff, eine elektrische Stubenheizung mit Wasser einzuführen, nachdem dieselbe gründlich geprüft und von Fachleuten als bedeutsam begutachtet wurde. Diese Erfindung ist, wie berichtet wird, darauf basirt, daß der elektrische Strom das Wasser in Wasserstoff und Sauerstoff zerlegt. In einem mäßig großen Wasserbassin, dem fortgesetzt Wasser zugeführt wird, befinden sich am Boden befestigt die beiden Leitungsdrähte, deren Pole mit Platinblechen versehen sind, über welche Glascylinder luftdicht gestülpt werden. Die beiden Pole liegen unter Wasser, und es entwickelt sich bei geschlossenem Strom an einem Pol Wasserstoff, am anderen Sauerstoff in mächtigen Blasen. Beide Gase werden durch einen Hahn mit zwei konzentrischen Oeffnungen geleitet. Durch den äußeren Schlitz drängt Wasserstoff, welcher entzündet eine hohe Flamme bildet, die aber an Intensität bezw. Hitze durch Zublasen des Sauerstoffes aus dem innern kreisförmigen Schlitze auf 1200 Grad Reaumur gebracht wird. Diese Flamme wird auf eine Chamotteplatte geleitet, welche nach 30 Minuten in Weißgluth strahlt und die Wärme an das Zimmer zur Heizung abgiebt.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.